

in Kooperation mit der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* der ÖAW.

erschienen in: Csáky, Moritz/Stachel, Peter (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses*. Bibliotheken, Museen, Archive 2: Die Erfindung des Ursprungs – Die Systematisierung der Zeit. Wien: Passagen 2001 (Passagen Orte des Gedächtnisses), pp. 15-29.

1 Jünger, Friedrich Georg: *Gedächtnis und Erinnerung*. Frankfurt/M.: Klostermann 1957, p. 48.

2 Die Frage, ob Maschinen nicht nur speichern, sondern unter Umständen auch erinnern können, wird in dem Science Fiction Film *Blade Runner* gestreift, wo der erfolgreiche Versuch unternommen wird, einem Anthropoid ein episodisches Gedächtnis zu implantieren, wodurch er die Qualität der »Menschlichkeit« gewinnt.

1. Speichern versus Erinnern

Der Titel *Speicher des Gedächtnisses* verbindet zwei ganz unterschiedliche Tätigkeiten, man könnte auch sagen: zwei unterschiedliche Formen von Gedächtnis, die ich hier als »Speichern« und »Erinnern« voneinander absetzen möchte. Unter *Speichern* soll ein mechanisches Verfahren der Einlagerung und Rückholung verstanden werden, bei dem es um die Identität von Input und Output geht. Sofern wir dabei auf materielle Stützen zurückgreifen, erscheint uns dieses Ziel als völlig trivial: Selbstverständlich gehen wir davon aus, wenn wir jemandem einen Brief schreiben, dass, wenn er am anderen Ort ankommt, sämtliche niedergeschriebenen Wörter ihren Adressaten erreichen und nicht nur ein gewisser Prozentsatz der Ausgangsmenge. Dasselbe gilt für ein Buch, das wir kaufen, und die Datei, die wir im PC aufrufen; wir erwarten, dass nach einem beliebigen zeitlichen Intervall sämtliche identischen Bytes erhalten geblieben sind. Speichern ist jedoch auch ohne materielle Stützen und technische Apparatur möglich, wie die verschiedenen aufs innere Auge, innere Ohr oder die Rhythmik des Körpers gestützten Techniken des Memorierens beweisen. Zuverlässiges Speichern ist eine wichtige Funktion des menschlichen Gedächtnisses, wenn es bspw. um das Auswendiglernen von Wissensgegenständen wie liturgischen Texten, Gedichten, mathematischen Formeln oder historischen Daten geht.

Anders als beim mechanischen Speichern wird beim psychischen Erinnern die Zeitdimension akut. Zeit und Identität greifen aktiv in den Gedächtnisprozess ein, wodurch es unweigerlich zu einer Verschiebung zwischen Einlagerung und Rückholung kommt. Speichern ist ein kontrolliertes Verfahren, Erinnern dagegen ein unkontrollierbarer Prozess, von dem das Subjekt selbst affiziert ist. Anders als das Auswendiglernen ist das Erinnern in der Regel kein vorsätzlicher Akt; man erinnert sich oder man erinnert sich eben nicht. Korrekter wäre es wohl zu sagen, dass etwas einen erinnert, dessen man sich erst nachträglich bewusst wird.

Friedrich G. Jünger hat in einem Buch über Gedächtnis und Erinnerung einen von vielen Vorschlägen gemacht, wie die Worte »Gedächtnis« und »Erinnerung« begrifflich voneinander abzugrenzen sind. Er hat einerseits »Gedächtnis« mit »Gedachtem«, also Kenntnissen gleichgesetzt, und andererseits »Erinnerung« mit persönlichen Erfahrungen assoziiert. Die Inhalte des Gedächtnisses, so hat Jünger diese Unterscheidung erläutert, »kann ich mir beibringen, wie sie mir beigebracht werden können. Erinnerungen aber kann ich mir weder beibringen, noch können sie mir beigebracht werden.«¹ Die Psychologen unterscheiden diese beiden Formen als »semantisches« und »episodisches« Gedächtnis. Letzteres verfährt grundsätzlich rekonstruktiv; es geht stets von der Gegenwart aus, und damit kommt es unweigerlich zu einer Verschiebung, Verformung, Entstellung, Umwertung, Erneuerung des Erinnerten zum Zeitpunkt seiner Rückrufung. All das besagt, dass es für die Erinnerung keine luftdichten Speicher gibt, in denen sie unverändert ruht. Im Gegenteil ist sie in der Latenz einem Transformationsprozess ausgesetzt. Im Kontext des episodischen Erinnerns ist das Gedächtnis also kein schützender Behälter, sondern als eine immanente Kraft, eine Energie mit einer gewissen Eigendynamik. Diese Energie kann die Möglichkeit des Rückrufs erschweren wie im Fall des Vergessens oder blockieren wie im Fall des Verdrängens, sie kann aber auch von einer Einsicht, vom Willen oder einer neuen Bedürfnislage gelenkt sein und zu einer Neubestimmung der Erinnerungen veranlassen. Zur Psychomotorik des Erinnerns gehört insbesondere, dass Erinnern und Vergessen stets untrennbar ineinander greifen. Das eine ist die Ermöglichung des anderen. Wir können es auch so formulieren: Das Vergessen ist der Gegner des Speicherns, aber der Komplize des Erinnerns. Dieses unhintergehbare Zusammenspiel von Erinnern und Vergessen steht hinter jener anthropologischen Kraft, von der weder die Tiere noch die Maschinen etwas wissen. Die Maschinen können speichern, was der Mensch unter bestimmten Bedingungen und in bestimmten Grenzen ebenfalls kann. Die Menschen können aber obendrein erinnern, wozu die Maschinen bisher noch nicht imstande sind.²

In einem ersten Schritt haben wir unter der Formulierung »Speicher des Gedächtnisses« zwei unterschiedliche Tätigkeiten frei gelegt, die wir Speichern und Erinnern genannt haben. Mit beiden Tätigkeiten waren unterschiedliche Gegenstände verbunden: Speichern war auf ein objektives Wissen bezogen, das man sich durch Lernen aneignen kann, Erinnern dagegen

auf eine subjektive Erfahrung, die immer schon ein Teil des Selbst ist. Auf dieser Stufe trennt sich der mögliche Inhalt des Gedächtnisses also in die beiden Felder des Sachwissens und des Erfahrungswissens. Diese säuberliche Trennung wird der Komplexität unseres Gegenstandes jedoch noch nicht gerecht; deshalb müssen wir den beiden genannten Wissensfeldern noch ein drittes hinzufügen, das wir Bildungswissen nennen wollen. Es liegt in der Mitte zwischen dem Sachwissen, mit dem es die Erlernbarkeit teilt, und dem Erfahrungswissen, mit dem es durch den Faktor der Identitätsbildung verbunden ist. Identität ist unter diesem Gesichtspunkt nicht nur individuell auf das beschränkt, was einem durch Herkunft und äußere Umstände »zufällt«, sondern erstreckt sich auch auf kollektive und kulturelle Zusammenhänge; diese kulturelle Identität ist das, wohinein wir durch entsprechende Sozialisation hinein wachsen, zu der wir uns durch Formen der aktiven Aneignung wie Studium und Lernen Zugang und Zugehörigkeit erwerben.

2. Die Druckkultur und die Suche nach dem verlorenen Ursprung


Die Formulierung »Speicher des Gedächtnisses« legt die Vorstellung von einer gezielten Sammlung, Konservierung und Aufbewahrung von Wissen und Können an dafür eigens eingerichteten Orten nahe. Speicher des Gedächtnisses hat es in diesem Sinne nicht zu allen Zeiten gegeben. Das Archiv als Basis für Geschichtsforschung z.B. und das Museum als Ort bürgerlicher Wissens-, Geschichts- und Kunstvermittlung, sowie die Bibliothek als Ort eines allgemein zugänglichen, öffentlichen Wissensortes reichen nicht vor das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der Sattelzeit und der Verbürgerlichung der Kultur zurück. Das *Britische Museum* z.B. wurde 1759 gegründet und erhielt seine Organisationsstruktur erst im Jahre 1860; der *Louvre* wurde 1793 zum *Musée Nationale* proklamiert, dessen königliche Kunstsammlungen damit für die Allgemeinheit geöffnet wurden, 1824 wurden in diesem Museum zwei neue Sammlungen eröffnet.

Mehrere Entwicklungen verstärkten sich gegenseitig, die zu einer Umrüstung der Speicher des Gedächtnisses führten und damit einen Strukturwandel des kulturellen Gedächtnisses einleiteten. Vier Faktoren waren maßgeblich an diesem Wandel beteiligt: Erstens die Ausdifferenzierung von Wissen, die zu seiner Entwicklungsbeschleunigung und Vermehrung führte. Zweitens die Historisierung, die eine klare Scheidelinie zwischen Gegenwart und Vergangenheit zog und damit zwei Dimensionen der Erfahrung voneinander trennte, die nicht mehr umstandslos aufeinander zu beziehen waren. Drittens die Etablierung von Schrift als dem Leitmedium der Kultur. Viertens, eng damit verbunden, der Strukturwandel der Öffentlichkeit.

Ausdifferenzierung, Historisierung, Schriftlichkeit und Öffentlichkeit haben die Voraussetzungen für jene Speicher des Gedächtnisses geschaffen, über deren Zukunft wir uns heute Gedanken machen. Was hat sich an diesen Voraussetzungen geändert? Was gilt weiterhin? Um uns den heutigen Fragen zuwenden zu können, wollen wir den Blick in die Geschichte zurückwenden und fragen: Wie reagierte man damals auf die neuen Speicher des Gedächtnisses?

Das soll in gebotener Kürze an einem Beispiel illustriert werden. 1750 brach der englische Privatgelehrte Robert Wood in die Ägäis auf. Seine Raum-Reise in den Südosten Europas und den Nahen Osten war für ihn zugleich eine Zeit-Reise zu den Ursprüngen. Wood suchte die Spuren Homers in der griechischen Landschaft auf, denn er wollte die Ursprünglichkeit eines Dichters retten, der im Begriff war, von einem Sprachwust der Gelehrsamkeit und der Übersetzungen zugedeckt zu werden. Wood, der einen Ausweg aus dem »Labyrinth der Gelehrsamkeit«³ suchte, wollte eine unmittelbare Zeitschneise zum Gründungshero abendländischer Kultur schlagen, die den historischen Abstand überwand und eine neue Unmittelbarkeit zwischen den Homerischen Epen und ihren Lesern herstellte. In seinem *Essay on the Original Genius and Writings of Homer* etablierte Wood den Rang des Dichters als Originalgenie. Freilich war die Formulierung dieses Titels bereits verfehlt, sie geht auch nicht auf Wood selbst, sondern auf seinen postumen Herausgeber zurück. Denn Originalität und Schriftlichkeit schlossen sich für den Homerforscher kategorisch aus. Ein Originalgenie war für Wood ein Dichter, der an keine Schrift-Speicher des Gedächtnisses angeschlossen war, der sein Wissen nicht aus Büchern bezog, sondern einzig und allein dem großen Proto-Buch, dem Buch der Natur verpflichtet war:

It is not from books, but from the face of the countries which Homer describes, that I can hope to do him justice.⁴

 ³ Wood, Robert: *An Essay on the Original Genius of Homer* (1769 & 1775). Repr. Hildesheim, New York: Olms 1975 (*Anglistica & Americana* 174), p. 11: »Without entering into that labyrinth of learning, with which the critics on both sides have so much embarrassed this passage, that it is hard to say, whether Homer has suffered most by his ignorant enemies, or his officious friends.«

⁴ *Ibid.*, p. XIV.

5 Ibid., p. 253.

6 Ibid.

7 Ibid.

8 Ibid.

9 Jürgen Trabant hat auf diesen folgenreichen Transfer des Gedächtnis-Begriffs bei Vico hingewiesen: Topik, so schreibt er, »ist hier ganz offensichtlich nicht nur als erster Teil der Rhetorik gemeint, sondern als Anfang menschlichen Denkens und menschlicher Kultur überhaupt.« Trabant, Jürgen: Memoria – Fantasia – Ingegno. In: Haverkamp, Anselm/Lachmann, Renate (Hg.): Memoria. Vergessen und Erinnern. München: Fink 1993, (Poetik und Hermeneutik 15), pp. 406-424, hier p. 412.

Homer musste, um dem 18. Jahrhundert als ein Originalgenie gelten zu können, vollständig vom Odium der Schrift gereinigt werden. Die Ursprungsvision des 18. Jahrhunderts imaginierte ihn als Analphabeten, der weder lesen noch schreiben konnte, und der somit von den Speichern des Gedächtnisses gänzlich abgeschnitten war. Mit dem Bild des Originalgenies ist also eine Gegenvision zu den überladenen Speichern des Gedächtnisses entstanden, deren explosionsartiges Anwachsen man soeben miterlebte. Dieses Bild des Originalgenies verbindet sich im 18. Jahrhundert mit der Utopie eines mündlich verfassten kulturellen Gedächtnisses: »The works of Homer, the oldest known production of Greece, were not preserved in writing, but were sung and retained by memory.«⁵ Das 18. Jahrhundert, das sich als ein Jahrhundert der externen Gedächtnis-Speicher versteht und an diesem Status litt: »this age of Dictionaries, and other technical aids to memory«,⁶ – dieses 18. Jahrhundert hat für sich die Gegenvision eines lebendigen und begrenzten kulturellen Gedächtnisses entworfen. In dieser Vision sind die Grenzen des Wissens durch die Grenzen des menschlichen Gedächtnisses definiert – »a time, when all man could know, was all he could remember«.⁷ Anders als die Speicher des Gedächtnisses enthält dieses im Gedächtnis gespeicherte Wissen auch nichts Überflüssiges und Unverständliches: »in a rude and unlettered state of society the memory is loaded with nothing that is either useless or unintelligible«.⁸

Angesichts eines neu entstandenen historischen Bewusstseins, worunter ich hier v.a. die Anerkennung des Vergangenseins und der Fremdheit der Vergangenheit verstehen möchte, ist im 18. Jahrhundert die Gegenvision eines lebendig verkörperten kulturellen Gedächtnisses entstanden, das von den natürlichen Grenzen des menschlichen Gehirns bestimmt ist. Diese positive Vision einer reinen Gedächtniskultur am Anfang der Menschheitsgeschichte findet sich auch bei Vico. Die Grundzüge seiner Theorie hat er nicht wie Wood durch Reisen zu antiken Schauplätzen gewonnen, sondern durch eine Übersetzung der römischen Rhetorik in eine historisch-genetische Perspektive. Am Anfang der rhetorischen Verfahrensschritte steht die *inventio*, die Kunst des Findens, die mit der Topik verbunden ist. Auf die *inventio* folgen dann bekanntlich die weiteren vier Schritte der *dispositio*, *elocutio*, *memoria* und *actio*. *Memoria* kommt hier erst an vierter Stelle zum Zuge, wenn der fertige Text auswendig gelernt werden muss, um wirkungsvoll vorgetragen werden zu können. Vico, der weit mehr an Ursprüngen als an Anfängen interessiert war, hat diese Reihenfolge umgekehrt. Er versetzte die *memoria*, die er nicht mehr als reproduktive, sondern als eine genuin produktive Fähigkeit auffasste, an den Anfang der Geschichte des menschlichen Geistes. Damit wurde die *memoria* zur Kultur schaffenden Kraft in schriftloser Frühzeit.⁹

Diese Rückkehr zum Anfang vollzieht sich bei Vico selbst durch eine historische Erinnerungsarbeit, die tastend von späteren Phasen zu den früheren vordringt. Solche Erinnerung muss sich durch die Geschichte vom Wort zum Bild, vom Logos zum Mythos zurückarbeiten, oder, mit Vicos Worten, »von den Akademien« der Schriftkultur zum »großen Wald« der Vorzeit. Dem archäologisch-historischen Blick offenbaren sich die poetischen Bilder und universalen Symbole der Vorzeit unter dem Firnis abstrakter Rationalität. Ihm werden auf der Höhe der Aufklärung im rationalen Denken die wilden Wurzeln sichtbar. Die sich zeitlos wahnenden Gedanken der Philosophie sind – und das ist ganz wörtlich zu nehmen – nicht ohne das zeitlich gewachsene Fundament der Sprache, der Philologie »denkbar«. Die neue historische Wissenschaft, die sich auf solche Spurensuche versteht, nannte Vico »Philologie« und stellte sie der zeitabstrakten Rationalität der »Philosophie« gegenüber. Philologie wird so zu einer historischen (Geistes-)Wissenschaft, die sich am Leitfaden der Sprache zum verschütteten Anschauungsgehalt sinnlich poetischer Urbilder zurücktastet. Von der römischen Rhetorik-Tradition und ihrer Instrumentalisierung des Gedächtnisses gelangte Vico auf diesem Wege zur Verzeitlichung der *memoria* und zu einem Menschheitsgedächtnis, dessen Muttersprache die Poesie, die nichtschriftliche Dichtung war.

3. Speichergedächtnis und Funktionsgedächtnis oder: Überflutung und Eindämmung

Reichlich hundert Jahre nach Wood hat Nietzsche das Problem der wachsenden Gedächtnisspeicher und ihrer notwendigen Begrenzung noch ein Mal in aller Schärfe formuliert.¹⁰ Seine Katastrophen-Metaphorik war zugleich pessimistisch und agitatorisch; er sprach von einem Dammbruch des Wissens, von einem Steigen der Flut und einem Überspülen aller lebensnotwendigen Orientierungsmarken. Es scheint fast, als habe Nietzsche mit seiner Wassermetaphorik einen weiteren Strukturwandel des kulturellen Gedächtnisses, die Digitalisierung und Entgrenzung

10 Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Unzeitgemäße Betrachtungen. In: Ders.: Werke in 3 Bden. Bd. 1. Hg. v. Karl Schlechta. München: Hanser 1962, pp. 209-285.

¹¹ Dazu habe ich mich ausführlicher geäußert in Assmann, Aleida: Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee. Frankfurt/M.: Campus 1993.

von Schrift im Internet vorweggenommen. Die buch- und bibliotheksförmigen »Speicher« des Wissens verlieren in dieser Bildlichkeit ihre materielle Dichte und räumliche Konzentration und lösen sich auf in eine diffuse Flut, die in alles eindringt und alles überschwemmt.

Nietzsches Gegenvision zu diesem Katastrophenszenario war nicht das naturhafte Originalgenie sondern der gebildete Mensch, der sich nicht vom angespeicherten Wissen erdrücken lässt, sondern sein Wissen zu begrenzen und in den Dienst des Lebens zu stellen vermag. Die Fähigkeit, die Wissensflut für sich selbst einzudämmen und einen lebensdienlichen Wissenshorizont aufbauen zu können, hielt Nietzsche für die wichtigste Errungenschaft der Bildung. Tatsächlich antworteten die Kulturpolitiker des 19. Jahrhunderts auf die Entgrenzung des Wissens mit einer »Bildungsoffensive«. Ältere kulturelle Institutionen wie der Kanon der Klassiker, Museum und Denkmal wurden neu besetzt als Medien eines nunmehr nationalen Gedächtnisses, das der Fülle des abstrakten, unübersehbaren und relevanzlosen Wissens ein anschauliches, und persönlich anzueignendes Identitätswissen entgegensetzen sollte. Auch wenn sich ihre Form und Funktion seit dem 19. Jahrhundert tief greifend geändert hat, sind der Kanon der Klassiker, Museum und Denkmal weiterhin zentrale Medien des kulturellen Gedächtnisses geblieben.

Denn in dem Maße, in dem die Speicher des Gedächtnisses anwuchsen, entstanden auch neue Visionen und Institutionen der Engführung des kulturellen Gedächtnisses. Aus der Perspektive einer Modernisierungstheorie erscheinen diese als Kompensationen auf Traditionsverlust. Das schränkt ihre Bedeutung jedoch in unzulässiger Weise ein und macht sie zu einem reinen Epiphänomen. Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive möchte ich hier statt von »Kompensation« lieber von »Ko-Evolution« sprechen. Im 19. Jahrhundert entsteht eine Spannung, die aus einer neuen Differenzierung, um nicht zu sagen: Spaltung hervor geht. Als Produkt dieser Spaltung treten Kunst und Geschichte in doppelter Gestalt auf: als wissenschaftliche Disziplin einerseits und als Gegenstand von Identitätsbildung und Orientierung andererseits. Kunst wird verwissenschaftlicht in den neuen Disziplinen Literatur- und Kunstwissenschaft, und sie wird gleichzeitig »sakralisiert« in der Kanonisierung von Klassikern. Entsprechendes gilt für die Geschichte: Sie wird verwissenschaftlicht in den historischen Wissenschaften und gleichzeitig »sakralisiert« in historischen Mythen, Museen und Denkmälern.¹¹ Der Begriff Ko-Evolution zeigt an, dass im 19. Jahrhundert zwei Bereiche immer stärker auseinander streben, was gewisse Wechselwirkungen unter ihnen keineswegs ausschließt: das Archiv als kultureller Wissensspeicher und die Engführungen des kulturellen Gedächtnisses.

Während die Theoretiker der Modernisierung die Prozesse der Ausdifferenzierung von Wissen in Teilbereichen mit großer Sorgfalt studiert haben, ist ihnen diese Spaltung in der Struktur des kulturellen Gedächtnisses entgangen. Die Spaltung, die zwischen der Verwissenschaftlichung und Sakralisierung identischer Gegenstandsbereiche eingetreten ist, hat zu zwei Formen von Gedächtnis geführt; wir können sie als Speichergedächtnis und Funktionsgedächtnis voneinander unterscheiden. Das Speichergedächtnis nimmt die ungeheuren Informationsmassen des anwachsenden wissenschaftlichen und historischen Wissens geduldig in sich auf, so geduldig, wie es die materialen Speicher des Gedächtnisses eben zulassen, während das Funktionsgedächtnis aus dieser indifferenten Masse eine Auswahl herstellt, die für lebendige Gedächtnisse erinnerbar ist, ein Identitätsangebot macht und Orientierungsfunktion besitzt. Das sich im Speichergedächtnis kumulierende Wissen ist standpunkt- und perspektivenlos, unbewertet und in keine hierarchische Ordnung gebracht. All das sind umgekehrt Eigenschaften des Funktionsgedächtnisses. Mit anderen Worten: Die im 19. Jahrhundert mit Historismus und Positivismus verbundenen problematischen Folgen der Relativierung, der Standpunktlosigkeit, der Beliebigkeit von Wissen wurden gleichzeitig durch neue Institutionen beantwortet, welche umgekehrt Werte wie Verbindlichkeit, Identitätsbildung und Orientierungskraft in den Mittelpunkt stellten. Die Ausweitungen und Entgrenzungen des Speicher-Gedächtnisses und die Verengungen des Funktionsgedächtnisses sind dialektisch aufeinander bezogen.

4. Drei Formen des kulturellen Funktionsgedächtnisses: Kanon, Museum, Denkmal

Kanon

Kanonisierte Texte und Autoren sind solche, die aus der Flut der Druckproduktion herausgehoben und zur Wiederholungslektüre bestimmt sind. Die Voraussetzung dafür ist die materiale Sicherung der Texte in Werkausgaben. Auf der Basis solcher Ausgaben wird die Lebenserwartung eines Textes unermesslich gesteigert. Kanon ist freilich nicht mit Konjunktur zu

12 Cf. zu diesem Problemkomplex den Band von Heydebrand, Renate v. (Hg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*, DFG-Symposium 1996. Stuttgart, Weimar: Reclam 1988.

13 Cf. Lawrence, Karen R. (Hg.): *Decolonizing Tradition. Views of Twentieth-Century »British« Literary Canons*. Urbana, Chicago: Illinois UP 1992.

verwechseln; beides sind vielmehr Gegensätze. Die Höhe der Auflagen sagt etwas über die Wirkung eines Buches auf die Zeitgenossen; dieses Urteil trägt jedoch selten etwas zu seiner Erhebung in den Kanon bei. Im Gegenteil sind es oft die zeitgenössisch beliebtesten Texte, die der Nachwelt gänzlich unbekannt sind. *Der Henker von Nürnberg* ist der Titel des auflagenstärksten Buches des 19. Jahrhunderts, von dem heute kein einziges vollständiges Exemplar mehr erhalten ist. Die Selbstdurchsetzung des Bestsellers folgt Marktmechanismen und Konjunkturen; Langzeitwirkungen folgen anderen Gesetzen.

Zur Kanonisierung gehört die Etablierung eines Autors oder Textes als Klassiker, d.h. als ein Text, von dem man weiß, dass er nicht veraltet, dass also seine künstlerische Gestalt unantastbar ist und sein Bedeutungspotenzial sich über die Epochen hinweg entfaltet. In den 60er und 70er Jahren gehörte es noch zum guten Ton, solche überschwenglichen Werturteile kritisch zu hinterfragen und zu bezweifeln, dass es solche Texte wirklich gibt. Inzwischen haben wir begonnen, Kanonisierung als gesellschaftliche Entscheidung zu verstehen und uns für die kulturellen Verfahren und Institutionen zu interessieren, die den Rahmen für solche Entscheidungen abgeben. Entscheidungen setzen immer Ausschließungen voraus. Mit dem Interesse für die Verfahren der Kanonisierung hat sich ein Bewusstsein für das vom Kanon Ausgeschlossene verstärkt. Es ist z.B. offenbar geworden, dass der Anteil von Frauen an den für die Langzeitperspektive ausgewählten Kulturschöpfungen außerordentlich gering ist, was nicht mit den strukturell so viel schlechteren sozialen Bedingungen weiblicher Kreativität zu Weg zu erklären ist.¹²

Die kanonisierten Werke sind Grundlage der Bildung. Sie werden Generation für Generation in der Schule gelehrt und an den Universitäten kommentiert. Die dauerhafte Auseinandersetzung mit dem Klassiker ist zugleich die Quelle seiner Erneuerung. Texte, die nicht mehr gelesen, gelernt, gedeutet werden, schrumpfen in sich zusammen und verlieren an Ausstrahlung. Als im 19. Jahrhundert der Kernbestand an nationalen Klassikern mit Volksausgaben, Lese- und Zitierpflicht befestigt wurde, entsprach das einem dramatischen Wandel des kulturellen Gedächtnisses, das von der Bibel als dem zentralen, verbindlichen Lebens- und Orientierungstext auf schöne Literatur umgerüstet wurde. Gegenwärtig erleben wir einen ähnlich dramatischen Wandel, bei dem die Zusammenstellung des allgemein Verbindlichen grundsätzlich zur Disposition steht. Zu dieser Krise des Kanons ist es gekommen, weil die engen Bande immer sichtbarer geworden sind, die zwischen dem geltenden Kanon und dem Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts geknüpft sind. Radikale Veränderungen in der Gesellschaft machen eine Neubestimmung des Kanons notwendig. Die Frage, mit welchen Texten man sich identifiziert, welche lebensprägend und orientierend sein sollen, gilt nicht mehr als ein für alle Mal durch die Tradition vorgegeben, sondern als etwas, das immer neu in der Geschichte ausgehandelt werden muss. Aus dem Prinzip der kontinuierlichen Weitergabe eines verpflichtenden Grundbestands großer Werke ist das Prinzip der kontinuierlichen kritischen und polemischen Auseinandersetzung mit den großen Werken geworden, eine Praxis, für die sich in der postkolonialen Literatur der Begriff des »*writing back*« eingebürgert hat.¹³

Museum

Am Ursprung des Museums steht das Sammeln von bestimmten Gegenständen der Welt der Natur oder der Welt der Artefakte, seien es nun Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände oder Kunstwerke. Das Sammeln mit seinen Aspekten des Auswählens und Ordnen hat eine Affinität zum Erinnern; freilich tendiert es immer wieder zur Uferlosigkeit. Deshalb gliedern sich die Bestände des Museums in Ausstellungs- und Magazinräume auf, die noch ein Mal die Trennung zwischen Speicher- und Funktionsgedächtnis abbilden. Das für die Erinnerung so wichtige Kriterium der Relevanz findet seine Entsprechung im Wert der Gegenstände einer Sammlung, der durch materiale Kostbarkeit, Knappheit oder eine hingefügte Bedeutung entsteht.

Museen unterscheiden sich durch ihre unterschiedlichen Funktionen: Es gibt welche für die Präsentation von Kunst und für die Präsentation der Vergangenheit. Das Kunstmuseum ist der Ort der Auswahl und Kanonisierung künstlerischer Werke; denjenigen Werken, die in die Dauerausstellungen aufgenommen werden, ist ihr fester Platz im kulturellen Gedächtnis sicher. Das historische Museum ist der Ort, an dem das, was aus den Blicken und oft auch aus dem Bewusstsein geschwunden ist, in kleinen Ausschnitten noch ein Mal gezeigt wird und besichtigt werden kann. Die Vergangenheit als das schlechthin Entzogene scheint in den Exponaten noch einmal auf, die aus ihren Kontexten heraus gelöst sind und zu keinem

14 Hawthorne, Nathaniel: Main Street. In: Ders.: Tales and Sketches. New York: The Library of America 1982, p. 1024.

15 Pomian, Krzysztof: Der Ursprung des Museums. Berlin: Wagenbach 1988; Plessen, Marie-Louise v. (Hg.): Die Nation und ihre Museen. Frankfurt/M., New York: Campus 1992; Fuhrmann, Manfred: Der europäische Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters. Frankfurt/M.: Insel 1999.

16 Plessen, Marie-Louise: Gemeinsam oder einsam. Eröffnungsvortrag zum Österreichischen Museumstag in Innsbruck, 19.10.1998, MS 6.

Gebrauch mehr tauglich sind. Die ehemaligen Funktionsträger sind zu Zeichenträgern geworden. Als Relikte verweisen auf eine anderweitig nicht mehr zu fassende Vergangenheit. In einer Erzählung stellt sich Nathaniel Hawthorne das Entsetzen eines indianischen Häuptlings vor, der in einer Zeremonie in die Zukunft schaut und das örtliche Museum zu Gesicht bekommt, »where, among countless curiosities of earth and sea, a few Indian arrow-heads shall be treasured up as memorials of a vanished race!«¹⁴

In solchen historischen Museen mag man zu Recht Kompensationen für die Gewalttätigkeit des Fortschritts erkennen; sie präparieren das, was sein Recht in der Gegenwart verloren hat und bieten ihm ersatzweise einen Platz in einer Vitrine an. Doch die Gedächtnisfunktion historischer Museen und historischer Ausstellungen ist damit keineswegs erschöpft. Sie konstruieren historische Identität, sie zeigen dem Betrachter den langen Schatten, den er durch die Geschichte wirft. Den Grundstock der modernen Museen des 19. Jahrhunderts haben die fürstlichen Wunderkammern und königlichen Sammlungen gelegt, die der ostentativen Repräsentation von Macht und Herrschaft dienten.¹⁵ Diese Bestände wurden umgewidmet und demokratisiert, als sie in nationale Museen überführt wurden. Der Name »Nationalmuseum« legt nicht von Anfang an fest, dass der Inhalt des Gesammelten und zur Schau Gestellten auf die nationale Geschichte eingeschränkt wird, sondern dass die souveräne Nation den Herrscher als Träger des Museums ablöst. Bis heute bieten die nationalen Museen in ihren Ausstellungen Geschichtsentwürfe und Identitäten an, die auf Anschauungsvermögen und Gedächtniswirksamkeit zugeschnitten sind; Beispiele sind die nationalen Museen in Bonn und Berlin oder die Karolingerausstellung 799 – *Karl der Große und Papst Leo III.* in Paderborn, in der Karl der Große als »Vater Europas« präsentiert wird und sich der staunende Besucher an die imperiale Vorgeschichte seiner eigenen Provinz vergewissert. Das Museum lädt darüber hinaus zu Raum- und Zeitreisen ein, in denen man dem fremden Anderen ebenso begegnen kann wie der vergessenen Seite des eigenen Ich. Museumsarbeit, schreibt die Ausstellungsdesignerin Marie-Louise Plessen, präpariert Zeitschichten für einen Besucher, »der in der Vorratskammer Museum nicht Vergessen sucht, sondern dem zur Belanglosigkeit verkommenen Vergessen um sich herum entrinnen möchte.«¹⁶

Denkmal

Ein Denkmal ist das steinerne Äquivalent zu einem Knoten im Taschentuch: Es dient als eine Gedächtnisstütze, es hält dazu an, eine Person oder ein Ereignis nicht zu vergessen. Jedes Denkmal spricht ein solches Vergessensverbot aus, ganz unabhängig davon, ob sich die vom Denkmal Angesprochenen auch an diese Forderung halten. Es gibt verheerende Bewertungen der Gedächtniskraft von Denkmälern, wie z.B. von Musil, der dem Denkmal schon deshalb keine Gedächtniskraft zusprechen konnte, weil es für ihn bereits die Voraussetzung für Erinnerung, die Erregung von Aufmerksamkeit, nicht erfüllte. Denkmäler, so resümierte er, sind da, um übersehen zu werden. Die ostentative Monumentalität von Denkmälern mit ihrer steinernen Ewigkeitsgeste steht vielfach in einem paradoxen Verhältnis zu ihrer ephemeren Wirkung. Bis ein Denkmal entworfen, finanziert und realisiert ist, ist seine Zeit oft schon wieder vorbei. Die Monumente sollen Geschichtsdeutungen auf Dauer stellen oder den Bezug zu den Heroen der Vergangenheit festhalten. Ihnen wird abverlangt, stabile Haltepunkte und Identifikationsangebote in einer beständigem Wandel unterliegenden Wirklichkeit zu schaffen. Politische Identitäten, die durch Denkmäler unterfüttert werden, haben immer kürzere Halbwertzeiten.

Erstaunlicher als die Kritik und Skepsis, die gegen Denkmäler vorgebracht wird, ist die Tatsache, dass dennoch immer weiter Denkmäler errichtet werden. Das spricht dafür, dass sie als eine Form kollektiver Gedächtniskunst, als Elemente der *ars memorativa* einer Gesellschaft trotz allem unentbehrlich sind. Weiterhin werden Denkmäler geplant, gebaut und eingeweiht, die zumindest auf der Seite der Denkmalsetzenden eine feste Entschlossenheit zum Erinnern ausdrücken. Der Wunsch, ein Zeichen wider das Vergessen zu setzen, lebt weiter, unbeschadet von der Skepsis in Bezug auf die Wirkung eines Denkmals.

Unter den Denkmälern gibt es zwei entgegengesetzte Arten: die heroischen, die eine Person, Idee oder Tat verewigen, und die traumatischen, die die Wunde einer Erinnerung offen halten wollen. Wenn der Form des Denkmals noch immer Bedeutung und Ausdruckskraft zugesprochen wird, so liegt das v.a. an der zweiten Gruppe, der Denkmäler, die die Auseinandersetzung mit einer unbewältigten Erfahrung in die Zukunft verlängern. Sie verzichten auf eine Sinngebung des Sinnlosen und auf eine Rhetorik der Fama; wie die Denkmäler des Holocaust sind sie

nicht mehr und nicht weniger als Merkzeichen einer unabgeholten, nicht aufzugebenden Erinnerung.

5. Zusammenfassung

Ich möchte die bisherige Argumentation abschließend in einigen Thesen zusammenfassen.

- a. Speichern und Erinnern verweisen auf die unterschiedliche Modalitäten eines technisch materialen und eines lebendig verkörperten Gedächtnisses. Mit der Entwicklung des kulturellen Aufzeichnungssystems Schrift wird der Kapazitätsrahmen des menschlichen Gedächtnisses gesprengt. Die Überlieferung wird nicht mehr von Mensch zu Mensch weitergegeben, sondern lagert sich zusammen mit den Zeugnissen der Vergangenheit in Schichten ab. Damit entsteht ein materialer Gedächtnisspeicher, der sich tendenziell von den Bedürfnissen und Beschränkungen der Individuen immer mehr entfernt. Eine Schere tut sich auf zwischen dem Wissen, das niedergelegt und aufbewahrt ist, und dem, das angeeignet und verkörpert ist.
- b. Im 18. Jahrhundert wurde der historische und geografische Horizont der europäischen Kulturen durch neue Forschungen dramatisch erweitert. Der Grund dafür war, dass man sich nicht mehr als Teil des Kollektivsubjekts »Christenheit«, sondern als Teil des Kollektivsubjekts »Menschheit« erkannte. Die Menschheit lebte in einen anderen Zeithorizont als die Christenheit, deren Anfang nicht mehr in der Schöpfungsgeschichte niedergelegt war, sondern sich in der Dämmerung vergessener Ursprünge verlor.
- c. Dieser vage gewordene Ursprung eignete sich als spekulative und imaginative Projektionsfläche für die Austragung neuer kultureller Spannungen, die sich als eine Wissenskrise bzw. Krise der kulturellen Gedächtnisspeicher darstellte. Die Explosion des Wissens, die mit dem auf die Menschheit umgestellten Orientierungswechsel der Aufklärung einherging, führte zu einer radikalen Dezentrierung, Desorientierung und Entkörperlichung des Wissens. Deutlichstes Symptom dieser Krise war die Rousseau'sche Kritik der Schrift als eines veräußerlichen und entfremdenden Mediums. Als ein weiteres Symptom dieser Krise ist die Vision einer lebendig verkörperten Gedächtniskultur am Ursprung der Kulturen zu sehen, die als ein nostalgisches Gegenbild zu den Problemen der Gegenwart erscheint.
- d. Die Probleme mit Gedächtnisspeichern, die den Menschen im wahrsten Sinne über den Kopf wuchsen, sind jedoch nicht nur in Form von Projektionen bearbeitet worden, sondern auch in Form von Projekten und Programmen. Im 19. Jahrhundert, als der biblische Wissenskosmos brüchig wurde und seine Funktion als Identitätsgrundlage und Orientierungshilfe immer weniger erfüllte, entstanden vielfältige Bildungs-Initiativen, die dazu bestimmt waren, einen solchen identitätsstabilisierenden und orientierenden Wissenskosmos neu aufzubauen. Ältere kulturelle Formen wie Kanon, Museum und Denkmal wurden neu genutzt als Medien eines nationalen Gedächtnisses, die der Fülle des abstrakten, unübersehbaren und für persönliche Belange und Bedürfnisse relevanzlosen Wissens ein Identitätswissen entgegensetzte, was auf intensive Auseinandersetzung, Aneignung und Verkörperung angelegt war.
- e. Der Bildungsoffensive des 19. Jahrhunderts wird man keineswegs mit dem Stichwort »Kompensation« gerecht. Die Bedeutung der damals geschaffenen Institutionen und Medien eines kulturellen Funktionsgedächtnisses, die bis heute nachwirkt, ist angemessener mit dem Stichwort »Ko-Evolutionfh« zu beschreiben. Die Entgrenzung und Eingrenzung, die Historisierung und Enthistorisierung, die Ausdifferenzierung und Identitätsbindung kulturellen Wissens sind zwei Seiten einer Medaille, die eng aufeinander bezogen sind und sich gegenseitig bedingen. Die Frage, welche Wechselbeziehungen zwischen dem Speichergedächtnis und dem Funktionsgedächtnis einer Kultur bestehen, bedürfte einer eigenen Darstellung.
- f. Kanon, Museum, Denkmal sind gesellschaftliche Einrichtungen des Erinnerns und als solche Medien des kulturellen Gedächtnisses, deren Formen und Funktionen sich seit dem



19. Jahrhundert gründlich verändert haben. Diese Veränderungen reflektieren einen tief greifenden sozialen, kulturellen und medialen Wandel. Weder besitzt in einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft das Bildungsbürgertum noch das uneingeschränkte Mandat für die Organisation von Kultur, noch ist die Alphabetschrift weiterhin ihr alternativenloses Medium. Mit der visuellen Wende der Kultur, der Digitalisierung von Information und der Virtualisierung von Interaktion ist das Ende der traditionellen Organe des kulturellen Gedächtnisses jedoch noch keineswegs besiegelt. Die neuen Debatten um den alten Bildungskanon, die Einrichtung neuer Museen und die Errichtung neuer zentraler Denkmäler zeigt, dass sie an der Wende zum 3. Jahrtausend noch nicht gänzlich überflüssig geworden sind. Sie nehmen, wenn auch auf eine veränderte Weise, die den aktuellen Lebensbedingungen entspricht, weiterhin ihre Aufgabe wahr, die darin besteht, Einzelnes aus den amorph anwachsenden und regelmäßig implodierenden Speichern des Gedächtnisses auszuwählen, festzuhalten und in Formen sinnlich einprägsamen Erinnerns zu überführen.

